

Otto Schenk

---

»Warum mir so fad ist ...«



Otto Schenk

» Warum mir  
so fad ist ...«

Mit 114 Abbildungen und den  
Bildgeschichten von Fritz von der Schulenburg

Amalthea

### *Bildnachweis*

Fotos von Fritz von der Schulenburg, London, ausgenommen:

ARCHIVDERSALZBURGERFESTSPIELE: 11, 207 (Foto Weber); ARCHIVIMAGNO: 19 (IMAGNO/Österreichisches Theatermuseum), 34, 51 (IMAGNO/ÖNB), 114 (IMAGNO/Ullstein), 124 links (IMAGNO/ÖNB), 124 rechts, 132 links und rechts (IMAGNO/Ullstein), 140 rechts (IMAGNO/Österreichisches Theatermuseum), 142 (IMAGNO/Archiv Setzer-Tschiedel), 145 (IMAGNO/ÖNB), 147 (IMAGNO/ÖNB), 164 (IMAGNO/Barbara Pflaum), 167, 189 links (IMAGNO/Österreichisches Theatermuseum); BILDARCHIV DER AUSTRIA PRESSE AGENTUR picturedesk.com: 32 (First Look/picturedesk.com), 58 (Vukovits, Martin/Verlagsgruppe News/picturedesk.com), 89 (Robert Jäger/picturedesk.com), 101 (Arne Dedert/EPA/picturedesk.com), 128 (APA Picturedesk), 140 links (akg-images/picturedesk.com), 160 (Scherl/SZ-Photo/picturedesk.com), 178 (ullstein – Bunk/Ullstein Bild/picturedesk.com), 179 (ullstein bild – Abraham Pisarek/Ullstein Bild/picturedesk.com), 183 (akg-images/picturedesk.com), 189 rechts (ullstein – Croner, Harry/Ullstein Bild/picturedesk.com), 192 (APA Picturedesk); ARCHIV VOLKSOPER WIEN: 46, 52, 139, 151 (Hannes Gsell), 57 (Elisabeth Hausmann); ARCHIV THEATER IN DER JOSEFSTADT: 49, 96 (Moritz Schell), 103, 130 (Margit Münster); PRESSEBILDAGENTUR DDP IMAGES: 71 (ddpimages/AP/Mary Altaffer); ARCHIV JOHANN KLINGER: 110; ARCHIV THEATERMUSEUM WIEN: 80, 117; ARCHIV BERNHARD LEITNER: 122/123; PRIVAT-ARCHIV MARIE-VALERIE HIEKE: 188; WIENBIBLIOTHEK IM RATHAUS: 158; DEUTSCHES THEATERMUSEUM, MÜNCHEN: 61, 64, 66, 68/69, 75, 170 (3), 175, 186, 191 (Archiv Sabine Toepffer), 172, 174 (Archiv Hildegard Steinmetz)

Der Verlag hat alle Rechte abgeklärt. Konnten in einzelnen Fällen die Rechteinhaber der reproduzierten Bilder nicht ausfindig gemacht werden, bitten wir Sie, dem Verlag bestehende Ansprüche zu melden.

Besuchen Sie uns im Internet unter  
[www.amalthea.at](http://www.amalthea.at)

3. Auflage Dezember 2012

© 2012 by Amalthea Signum Verlag GmbH, Wien  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Kurt Hamtil, Wien  
Umschlagfoto vorne: Fritz von der Schulenburg  
Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger  
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten  
Gesetzt aus der 12/15,3 Punkt Adobe Garamond  
Printed in EU  
ISBN 978-3-85002-796-0

# Inhalt

|                              |    |
|------------------------------|----|
| Vorwort                      | 9  |
| Mit Kindheit fängt alles an  | 12 |
| Meine U-Boote                | 16 |
| Reagenzpersonen              | 28 |
| Oper im Kino                 | 29 |
| Man muss es im Voraus wissen | 31 |
| »Dreimal g'spuckt«           | 33 |
| Jahreszeiten                 | 35 |
| Kurtis Beziehung zum Sport   | 38 |
| Therapeutische Sommerfrische | 39 |
| Vorrangsregeln               | 41 |
| Lehrer sind Glücksache       | 42 |
| Wer oder was ist Kurti?      | 47 |
| Vorbild                      | 48 |
| So nicht!                    | 50 |
| Kampf mit Objekten           | 53 |
| Meine Tageszeiten            | 56 |
| Freundesmafia                | 58 |
| Was heißt alles Gefühl?      | 60 |

|                                   |     |
|-----------------------------------|-----|
| Mit Musik erzählen                | 63  |
| Aus alt mach neu                  | 65  |
| Musik und Musiktheater            | 67  |
| Und wieder: Oper                  | 72  |
| Schrift- und Zeichenrätsel        | 77  |
| Fußball                           | 81  |
| Von der Schwierigkeit des Lesens  | 83  |
| Astronomie                        | 88  |
| Witze, ein Nachholbedarf          | 90  |
| Poet or Playwright                | 97  |
| Briefe                            | 99  |
| Gepäck                            | 102 |
| Über das Meer                     | 105 |
| Wo lebt das Wunder?               | 107 |
| Platzln und Nester                | 109 |
| Bilder einer Ausstellung          | 116 |
| Museen                            | 118 |
| Weggeschmissene Genialitäten      | 121 |
| Zeichnungen Leitner               | 124 |
| Das Merde-Gefühl                  | 126 |
| Ohne Rücksicht auf Wahrhaftigkeit | 129 |
| Die Pointe                        | 131 |
| Sparkurs                          | 135 |
| Se non è vero ...                 | 140 |
| Hugo Wiener                       | 147 |

|                                       |     |
|---------------------------------------|-----|
| Geschäfte mit Italienern              | 150 |
| Gemütlichkeit                         | 152 |
| Reaktionär                            | 156 |
| Marcel Prawy                          | 158 |
| Lehrer wider Willen                   | 159 |
| Fallengelassenes und Gebrauchtes      | 165 |
| Theater ist immer anders              | 169 |
| Tanz                                  | 177 |
| Unerklärlich begabt                   | 182 |
| Immer wieder                          | 187 |
| Ohne Worte                            | 193 |
| Konzertschlaftechnik                  | 195 |
| Wenn die Musik ausbricht              | 197 |
| Opernball                             | 200 |
| Über die Liebe                        | 202 |
| Alte Frauen                           | 206 |
| Was man so alles liebt                | 210 |
| Über die Schönheit                    | 213 |
| Unser Terminkalender                  | 215 |
| Essgewohnheiten                       | 217 |
| Wenn schon Krankheit, dann Bronchitis | 218 |
| Versicherungsmakler                   | 219 |
| An einem Föhntag                      | 221 |
| <br>                                  |     |
| Namenregister                         | 222 |





## Vorwort

Und wieder stehe ich vor der Schwierigkeit, ein Buch anzufangen. Der Titel »Warum mir so fad ist« stieß bei meiner Verlegerin auf anerkennende Heiterkeit, obwohl mir außer diesem Titel noch gar nichts Weiteres eingefallen ist. Aber der Null-Punkt war immer die beste Basis für einen Anfang. »Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie«, sagt schon der alte Schmierendirektor im Vorspiel zu Goethes »Faust« einem wehleidigen Dichter als Quasi-Befehl.

Meine Phantasie setzte sich schon immer aus einem mühseligen Stückwerk zusammen, und ich brauche ein erregendes Detail, das den Mühlstein meines Hirns und Herzens in Bewegung setzt. Dieses Detail hat in meinem Buch einen Namen: Kurti. Warum er so heißt, kann ich leider nicht sagen, aber für mich ist er das lebende Werkzeug, sozusagen der geschnitzte Pinocchio, der hoffentlich zum anschaulichen Leben erwacht, während ich ihn mühselig schnitze.

Diesem Kurti wird immer sehr schnell fad. Und das beginnt erstaunlich früh. Es war schon die Art, wie er die Zitze seiner Mutter, die beschlossen hatte, ihn natürlich zu ernähren, bei der Darreichung am liebsten gleich ausgespuckt hätte. Er mochte Milch dann sein ganzes Leben lang nicht mehr. Merkwürdig war auch, dass, wenn ihm die Mutter selig die Brust bot, er oft Winde von sich gab, die erstaunlich erwachsen klangen, und er in Ermangelung der Sprache einen seltsamen Ausdruck im Ge-

sicht hatte, als wäre die Muttermilch in der Brust schon sauer geworden. Das befreiende Gorpserl, das nach der Einnahme der Nahrung von Müttern so sehnlich erwartet wird, hatte etwas von einem leicht angewiderten Rülpsler. Begleitet wurde es von einem ebenfalls recht erwachsen klingenden Gähnen. Später, auf die Flasche gestellt, schlief er nach der halben meistens ein. Ein Kinderpsychologe hätte damals schon stutzig werden müssen. So viel vom Kurti.

Mein relativ aufregendes Leben, das man summa summarum durchaus als glücklich bezeichnen könnte, war ständig durchsetzt von seltsamen, wuchernden, metastasenartigen Gefühlen. Ich traue mich noch nicht, mich auf den genauen Namen dieser Metastasen festzulegen. Das Wort, wenn die Begriffe fehlen, stellt sich mir allzu früh verdächtig ein. Aber in Ermangelung der Begriffe will ich mich doch entschließen, das Wort zu nennen. Es ist die Langeweile. Mir war immer wieder ungerechterweise ein bissl fad. Ich hoffe, dieses Buch wird nicht auch Ihnen, liebe Leser, ein bissl fad sein.

Wo lauert dieses Biest Langeweile? Ganz unerwartet tritt sie gerade dort auf, wo Unterhaltung protzerisch sich brüstet. Mitten im Suff betäubender Räusche, auf Festen, ich spreche da gar nicht von Cocktailpartys, wo sie geradezu beheimatet ist ... Im Theater hat sie sich ein Abonnentenheim verschafft. Wie sagt Wilhelm Busch:

»Schweigen will ich von Konzerten,  
Wo der Kenner hoch entzückt  
Mit dem seelenvoll-verklärten  
Operngläse um sich blickt.«



*Als Gluthammer in »Der Zerrissene« von Johann Nestroy  
bei den Salzburger Festspielen 1982/83*

Wieso mir der Kurti im Zusammenhang mit mir eingefallen ist, kann ich Ihnen nicht erklären. Ich bin mit ihm weder identisch noch verwandt. Und doch wird dieser Kobold unvermittelt immer wieder dieses Buch durchkreuzen.

## Mit Kindheit fängt alles an

Meine Mutter war eine italo-fromme Frau. Das heißt, es gab bestimmte Regeln in ihrer Frömmigkeit: Heilige, die für gewisse Krankheiten zuständig waren, ähnlich dem Zahnwehherrgott an der Stephanskirche, zu dem man nach der Plombierung der ersten Zähne hingeführt wurde; der hl. Antonius war zuständig für verlorene Gegenstände; der hl. Judas Thaddäus war ein Allrounder. Der liebe Gott persönlich wurde weniger belästigt, weil er sowieso so viel zu tun hatte. Meine Großmutter, die nicht in den Luftschuttkeller ging, betete während des Luftangriffs am offenen Fenster. Auf meine Frage »Warum bei offenem Fenster?« behauptete meine Nonna: »Man muss dem lieben Gott in dieser schweren Zeit das Leben erleichtern.«

Ich musste jeden Sonntag die hl. Messe besuchen und im Mai jeden Tag in die Maiandacht gehen. Die Kirche am Franziskanerplatz war wenigstens in unserer Nähe. Sonntags aber gingen wir in die Stephanskirche, die ich sehr gern hatte, aber aber aber ... Da schlich sie sich ein, die Bestie Langeweile, als wär' sie in dieser schönen Kirche schon jahrhundertlang zu Hause.

In Religion wurde mir die Messe erklärt und wann sich der Herrgott in Brot und Wein verwandelt. Ich glaubte das mehr oder weniger, was blieb mir denn übrig. Aber dass er sich so lange Zeit ließ, nahm ich ihm doch ein wenig übel, und ein Aufatmen der Befreiung beim sakramentalen Segen, das war der Höhepunkt der Messe für mich, weil ich wusste, mit dem »Ite, missa est« und dem Lautwerden der Orgel war ich erlöst von

lang gedehnter Frömmigkeit, die mir nie ganz gelungen ist. Aber wenn die Orgel so aufjubelte, hatte ich in der Stephanskirche doch das Gefühl, jetzt ist er nicht ganz weit, der liebe Gott.

In der Maiandacht während der marianischen Lobpreisung hat mich schon sehr früh ein gewisser Schwulst etwas peinlich berührt. Am meisten ärgerte mich die Anrede »Du Turm Davids«, die ich auf die liebe Maria nicht richtig angewendet fand. Meine Mutter verstand mich, und jedes Mal, wenn der Turm in der Litanei auftauchte, warfen wir uns gaunerische Blicke zu, die mein zum Ausharren verdammtes In-der-Kirche-sein leicht verkürzten.

Ich glaube, diese Angewohnheiten haben schließlich zu meinem Kirchenaustritt in späteren Jahren geführt, und meine Frömmigkeit ging andere Wege. In der Bewunderung der französischen Kathedralen, der bis in das kleinste Detail steingewordenen Gläubigkeit, die Liebkosung der Barockputten, die Verehrung der bildschönen Maria im Pacher-Altar von St. Wolfgang, das Sitzen im Chorgestühl von St. Stephan während der ersten Kommunion, das Liebkosen der holzgeschnitzten seltsamen Figuren, das geradezu Zusammenbrechen vor Begeisterung beim Isenheimer Altar in Colmar hat mich doch wieder einigermaßen stutzig gemacht, und ich weiß nicht, irgendetwas Gewaltiges könnte doch mit allem in der rituellen Langweile lauern.

Auch der Kurti muss irgendwie gehofft haben, dass es noch was anderes gibt als die blöden Sprüche der schwarzen Köchin. Schon der Hatschi Bratschi gefiel ihm besser. »Hatschi Bratschis Luftballon« von Franz Karl Ginzkey. Oder Sätze aus »Max und Moritz« von Wilhelm Busch, »Jedes legt noch schnell ein Ei, und dann kommt der Tod herbei«, haben ihn seltsam berührt, sodass er mit dem Tod zum ersten Mal ein kokettes Verhältnis einging. Es gefiel ihm auch, dass der aufgehängte Hahn statt

eines Eies nur ein kleines Patzerl von sich gab. Der Vers begann, in Kurtis Hirn eine magische Wichtigkeit zu bekommen.

»Jeder weiß, was so ein Mai-  
Käfer für ein Vogel sei«,

auch dieser verpatzte Reim hatte für ihn etwas skurril Magisches. Er begann zu lesen. Aber auch da gab es zuerst einmal Langeweile über Langeweile.

Kurti hatte schon im Kindergarten seine Schwierigkeiten. Die peinliche Sprache der »Tante« ging auf ihm auf die Nerven, und seinem realistischen Sinn entsprachen die leicht beschädigten Holzpferde und die primitiven Holzlokomotiven mit fehlenden Rädern nicht. Auch mit den Reifen konnte er nicht viel anfangen, erst viel später bekamen Reifen für ihn einen Sinn, als er im Zirkus Jongleure erlebte. »Ist die schwarze Köchin da?«, wurde für Kurti zur Hymne der Fadesse. »Dreimal muss ich 'rum marschieren« war der zweite Satz, sein erstes wehes Spracherlebnis; »'s vierte Mal den Kopf verlieren«, blökender Surrealismus von den Kindern, die sich sinnlos an der Hand im Kreis herumführten, kretinitisch vor sich hinplärend; »'s fünfte Mal komm mit: Ist die schwarze Köchin da?« Dämmlich wurde auf jemanden hingedeutet. Wenn nur mehr einer über war, wurde der Schluss geändert: »Da steht sie ja, da steht sie ja, da, da, da.« Der arme Letzte wurde kreischend verlacht. Kurti zitterte schon, wenn die »Schwarze Köchin« als Spiel vorgeschlagen wurde, aus Unmut und Langeweile.

Ja, Prägendes aus der Kindheit. Dieser verfluchte andere Rhythmus der Erwachsenen. Spazieren müssen mit zu kleinen Schritten, von liebender Mutterhand gezerrt, essen müssen, Gemüse,

schrecklichen Spinat, Warmes trinken, frühzeitig auf den bequemen Kinderwagen verzichten müssen, das widerliche Abgewöhnen des Lutschers, an den man sich mühselig gewöhnt hat. Ruhig und gerade sitzen müssen, nicht schlürfen dürfen, wo ganz China doch weiß, dass alles besser schmeckt, was man schlürft. Nicht furzen dürfen bei Tisch, wo einem doch am meisten danach zu Mute ist, und wenn man, durch eine gescheite Großmutter angeleitet, den Humor eines gesunden Furzes sehr früh und rechtzeitig gelernt hat und mit leichter Freude das Entsetzen im Muttergesicht genießt, wenn einem ein recht klangvoller Furz gelingt. Und schlafen müssen ohne rechte Müdigkeit.

Er hatte es nicht leicht, der Kurti.

## Meine U-Boote

Ich habe einmal, ich glaube, es war während eines kurzen Aufenthalts in Schweden, die Gelegenheit gehabt, in ein museales U-Boot zu steigen. Ich schleuste mich durch eine Luke über eine Leiter, musste gebückt durch verschiedene Löcher kriechen, und man zeigte mir Schlafstellen, eine Aufenthaltskoje mit aufklappbarem Esstisch, eine Kapitänsnische und erklärte mir, dass dort die Mannschaft monatelang auf hoher See zusammenkommt.

Dann ging ich an Deck, musste mich festhalten und war nach einem Notgang durch sämtliche Räume bis zu den Torpedos und zurück, genau erinnere ich mich nicht, ziemlich erschöpft.

Warum erzähle ich das so ungeschickt? Weil ich mir das U-Boot-Gefühl dieser bewundernswerten Mannschaften vorstellen kann, und weil ich selber, der ich von allen Kriegsorten, Gott sei Dank, verschont geblieben bin, schon von Kindheit an U-Boot-artige Erlebnisse hatte. Ich meine das beängstigende Gefühl, das einen erfasst, wenn man in einem relativ beengten Raum in eine Gruppe gerät und diesem Raum und dieser Gruppe nur sehr schwer entkommen kann.

Kurti, wieder einmal viel radikaler als ich, hatte sich den kleinen Spielplatz im Stadtpark, rund um das Donauweibchen, zum ersten U-Boot erwählt. Das heißt, er war von seiner Omama hineingeschoben worden, im Kinderwagen. Dieser parkte neben dem Kinderwagen vom Hansi und dem Sportwagen der kleinen Nadja. Diese drei Geschöpfe blökten sich jeden Tag freudig an



und schrien verzweifelt auf, wenn eine Tetta oder Oma, seltener eine Mama, den Kinderwagen, Gott behüte, woandershin schob. Das Geschrei verstummte erst, wenn die Kinderwagen wieder Seite an Seite nebeneinander standen. Das hielt so lange an, bis die Geschöpfe des Laufens sicher waren. Dann wurden die Kinderwagen verlassen, und die drei bestiegen jeden Tag, fast zur selben Stunde, das Sandkistel und kratzten mit blechernen Formerln und löffelartigen Schauerfln stundenlang im Sand herum. Ich glaube, eine gewisse Ingrid wurde dann auch noch murrend zugelassen. Spaziergänge, die aus Gesundheitsgründen den Kindern vom Kinderarzt vorgeschrieben waren, wurden schreiend abgelehnt, und nur durch kinderunfreundliches Zerren an den Händen von Ingrid, Nadja, Hansi und Kurti kam es zu einigen wehmütigen Schritten. Die Tränen versiegten erst wieder, wenn die Schar beisammen war.

Aber niemand soll glauben, dass das ein friedliches Zusammenleben war. Lebensgefährlicher Streit brach oft zwischen diesen lieblichen Kindern aus, Sand wurde ins Gesicht gestreut, mit dem Schauerfl wurde auf den Kopf gehaut, hier und da wurde eins vom anderen in den Gatsch gestoßen, und Tettas, Omas und hie und da Mütter mussten verzweifelt schlichtend eingreifen. Die größte Strafe wäre allerdings gewesen, nach Haus zu gehen. Allein die Drohung mit dem Heimweg löste hysterisches Geplärr aus.

Das war Kurtis erstes U-Boot-Gefühl.

Mein erstes U-Boot war die Wohnung meiner geliebten Freundin Toni Böck in der Rauhensteingasse. Sofort nach der Schule streunten wir, eine kleine Gruppe, in Tonis Wohnung. Sie war eine Art Urmutter von uns allen, die Wohnung war gemütlich eingerichtet und fast leer stehend, da ihre Mutter untertags tätig

war. Eine wunderbare Frau übrigens, die für sämtliche Schweinereien, die bei uns zwangsläufig durch unser U-Boot-Dasein entstanden, vollstes Verständnis hatte. Toni, die von uns allen verehrt wurde, begleitete meine ganze Pubertät, ohne dass wir zu ihr sexuell eine Beziehung hatten. Sie war eher wie eine Beichtmutter für uns.

Damals passierten sämtliche misslungenen Liebschaften meines Lebens. Toni hatte ein unbeschreiblich großes Herz und sorgte außerdem für ständige Ernährung.

Wir hatten Zuzug von den Marenzis, das waren hochadelige, unbeschreiblich witzige Freunde, ich treffe sie heute noch öfter. Wir verbrachten lange Stunden in diesem Herzens-U-Boot. Aber auch da gab es Streite, Eifersüchteleien, Abnutzungerscheinungen, doch der Magnetismus des Zusammenseins überstrahlte alle Schwierigkeiten und Zwistigkeiten, und manchmal lagen wir nur faul herum in den übergroßen Fauteuils und wussten nicht, wie wir je wieder nach Hause kommen sollten, gefangen, verloren und verliebt in jeweilige, meist nicht anwesende Mädchen. Darüber wachte die satirisch geschulte Glucke Toni, und ich bin ihr ein ganzes Leben dafür dankbar geblieben.

Mein Freund Gerhard Brenner, von dem ich schon viel erzählt habe, war übrigens außerhalb ihres U-Bootes in die Toni verliebt und hat ihr die schönsten Briefe geschrieben, die man sich vorstellen kann. Die Toni, heute in Amerika, hütet diesen Schatz.

Als sich das U-Boot auflöste – ich weiß gar nicht wieso, ich glaube, weil Toni nach Amerika zog und dort geheiratet hat –, waren wir alle heimatlos, und die Suche nach einem neuen U-Boot musste stattfinden. Das Haus steht nicht mehr, und das ist vielleicht ganz gut so.

Eines der wichtigsten U-Boote meines Lebens war das Karl-May-U-Boot. Die Epoche des Karl-May-Lesens war eine mich sehr prägende in meiner Kindheit. Es erforderte eine große Arbeit, denn ein Karl-May-Buch hat ja 600 Seiten, und man musste lesetüchtig einsteigen, da es ja sehr oft mit einer faden Landschaftsschilderung begann, bis sich endlich die zwei wichtigen Figuren am Ende des Tales zwischen zwei Hügeln – Freud hätte seine Freude daran gehabt – trafen.

Und wie alles, was einen fast asiatisch einlullt und begeistert, hält man es allein nicht aus, man muss es teilen. »What you like, you have to share«, hat mir Bernstein immer wieder gesagt. Man brauchte einen zweiten Karl-May-Süchtigen. Oder einen dritten, und kaum hatte man die beisammen, saß man im Karl-May-U-Boot.



*Leonard »Lenny« Bernstein bei den Salzburger Festspielen 1977*

Man besprach sich, man verteilte die Rollen, suchte noch einen vierten womöglich, und im Zimmer begann ein Art episches Theater. Halb erzählend, halb mit Requisiten hantierend, begannen Fesselungen, Marterpfähle, ein Sessel genügte. Im Handel waren Tomahawks aus Sperrholz zu haben, in den Wohnungen war das Werfen dieser Gegenstände einigermaßen eingeschränkt und kostete manchen Einrichtungsgegenstand das Leben. Die Erwachsenen wurden gemieden, bei Sonntagsausflügen mussten wir uns absondern, weil es uns peinlich war, unsere Karl-May-Krankheit zu verraten.

Aber im Wienerwald, in der Nähe von Purkersdorf, am Ursprung des Wienflusses, konnten einige Platzerln durchaus erhalten, und sogar Lagerfeuer boten sich an. Das Zündeln war sowieso eine Leidenschaft von uns, und mitgebrachte rohe Erdäpfel mussten in der heißen Asche Bisonfleisch oder Bärenatzen ersetzen.

Ich weiß nicht, wann das U-Boot Karl May strandete. Irgendwann fanden wir die Bücher fad, und Zukunftsromane, ja sogar Gedichte eroberten unsere Gunst. Stufenweise erklommen wir, oder ich zumindest, den Gipfel der Literatur, und über Axel Munthe, über »Quo Vadis« von Sienkiewicz erstrahlten Thomas Mann, Dostojewski und Rilke, und sie strahlen noch immer. Aber dem Karl May verdanke ich das Lesenlernen und das Vertragen von dicken Büchern. Das macht wahrscheinlich auch die Magie von Harry Potter aus, den ich allerdings nicht mehr lesen kann. Aber die Jugendliteratur, bei mir waren es Josephine Siebe, Hugh Loftings Dolittle-Bücher und eben Karl May, sind gar nicht hoch genug zu schätzen. Sie lehren die computerverdorbenen Glotzer, dass das Buch eine unerlässliche Nahrung für den Kopf, das Herz und das Leben bedeutet.

Eine Eigenschaft, die mir an Kurti imponierte, war, dass er sich zur Langeweile restlos bekannte.

»Mir ist schon wieder fad«, war sein ständiger, bekennender Satz. Später genügte das Wort »fad« allein, das er auf die meisten Vorschläge, ihn zu unterhalten, routiniert von sich gab. »Geh'ma spazieren, Kurti?«

»Fad.«

»Willst ins Kino?«

»Fad.«

»Willst was essen?«

»Fad.«

Später fragte man ihn gar nicht mehr. Schon gar nicht, ob er ins Theater geht oder in die Oper.

So fad wie Kurti war mir meistens nicht, aber ein Spaziergang – oder eine Tour, wie man das später nannte –, ein Aufstieg auf einen mir gemäßen Berg, ein Theaterbesuch oder ein sogenannter spannender Film enthielten Spurenelemente, auf die man seltsam reagierte.

Das fing schon beim Theater an. Da wird eingeleitet in einem Stück: Der fleißige Autor lässt Personen einander Bekanntes stundenlang erzählen, oder an einem Telefon im modernen Lustspiel wiederholt die Antelefonierte oder der Antelefonierte alles, was ihm im Telefon vom Anrufer gesagt wird, etwas, das mir erbärmlich auf die Nerven geht. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass, wenn man zwanzig Minuten zu spät ins Theater kommt, man das Stück genauso mitbekommt und sich die faden, holpernden Einleitungen ersparen kann.

Ähnlich geht es mir beim Krimi im Fernsehen, wo man oft eine halbe Stunde auf den ersten Toten warten muss, um den sich die Sache dann dreht. Aber nicht nur der Anfang, auch die

sogenannte Auflösung eines Lustspiels enthält unendlich viel Überflüssiges und Spannungsloses, da man ja bei einem Lustspiel sowieso die Garantie hat, es wird nicht schlecht ausgehen. Ebenso leide ich im Kriminalfilm an der aufgesetzten Schlusszene, wo jedes Mal im Kreise der Kommissare und Helfer einige ranzige, charmante Witze fallen sollen und auch fallen. Mein Vater, der ein gespaltenes Verhältnis zum Kino hatte, sagte: »Glaub mir, in jedem Film kommt unweigerlich einmal der Moment, wo du merkst, von da an is a Bledsinn.«

Warum gehe ich nicht gern ins Kino?, habe ich mich oft gefragt. Ein guter Film regt mich zu sehr auf. Schon die Kameraführung wird mir unerbittlich aufgedrängt. Es wird mir eine Wirklichkeit vorgeschrieben, als wäre ich verpflichtet, mir sämtliche Sorgen der Beteiligten aufoktroieren zu lassen und zwar mit allen Details. Es steht mir keine Minute frei, an die Geschichte nicht zu glauben. Ich werde durch Kamerablicke, die meine eigenen vortäuschen, gezwungen, auf all das zu schauen, was Dichter, Drehbuchautoren und Kameraschwenker wollen. Dadurch glaube ich die Geschichte bedenkenlos. Und dann kommt der Moment, wie es mein Vater schon ausgedrückt hat, von wo an sich die Geschichte nicht mehr ausgeht. Und ich stehe mit meiner Wirklichkeit vor einem absoluten Blödsinn oder vor einer Katastrophe. Man lässt mich mit den Sorgen oder den Sorgen des Films allein. Das beunruhigt und deprimiert mich.

Bei blöden Filmen, die ja nach wie vor den Hauptstock der Filmindustrie bilden, werde ich verführt, einer Dummheit so teilhaftig zu werden, dass ich in eine rasende Wut gelange. Verführbar wie ich bin, mache ich den Unfug erstaunlich lange mit.

Zu Hause rette ich mich beim Ansehen eines Films durch Abdrehen oder Umschalten in einen vielleicht noch blöderen Film

und sitze wieder gefangen da. Aber die Flucht hat noch dazu etwas Unanständiges meinen Filmkollegen gegenüber, sodass ich schweißgebadet vor Zorn den neuen Unfug durchsitze.

Man könnte mir vorwerfen, dass es im Theater ähnlich ist. Aber da glaube ich von Anfang an nicht ganz, und die Oktroyierung geschieht nicht so erbarmungslos wie im Film. Es löst sich alles in einer mehr oder weniger großen Schlafmüdigkeit auf, aber ein großer Schauspieler ist im Theater ein unmittelbarer Erlebnis. Im Film wird er sehr oft niederfotografiert, und in der Oper, da blüht immer noch »das ferne Land, das so leuchtet«, die Musik. Das ist die Rettungsinsel, die man über alle schlechten Inszenierungen und sogar mittelmäßigen Gesang erreichen kann. Und der Schluss ist komponiert.

Der Schluss, das Ende, der Ausgang, die Lösung, all das sind im Theater wie auch im Film eingeführte künstliche, unnatürliche Angelegenheiten. Im Leben endet nichts. Es gibt auch keine Lösungen für gar nichts. So nennt man die Lösung schon meistens Notlösung. Das heißt aber nicht, dass diese Lösung die Not löst, sondern dass es zur Not eine Lösung sein soll.

Was geht schon aus, sei es gut oder schlecht, es geht immer weiter.

Kurti hatte eine Eigenschaft, eine Unart könnte man fast sagen. Er blieb nach dem Endkuss des Happy End in den vielen seichten Filmen, in denen er strandete, sitzen und wartete, wie's weitergeht oder dass was nicht weitergeht. Natürlich war ihm das zu fad und er stand missmutig auf und suchte im bereits verdunkelten Saal das Notlicht des Ausgangs. Er konnte einfach nicht fassen, dass die zwei das Leben mit einem sinnlosen Kuss beenden, wollte wissen, wie ernst sie's meinen, wie lange sie sich lieb haben werden, was sie machen an dem Tag, an dem sie sich so geküsst haben. Er hatte sogar leichte erotische Lusthinterge-

danken und fand, er war wieder einmal mittels eines faden Filmes belogen worden.

Die Oper, dramaturgisch der ganzen Dichtkunst haushoch überlegen, hat das musikalische Finale erfunden. Über alle Wirklichkeit hinweg rauscht das Gefühl von genialen Komponisten im Notengesetz noch einmal über die faszinierten Zuhörer hinweg. Ohne zu erklären, ist man von endgültiger Trauer oder Freude ergriffen, und der Verstand ist betäubt und kommt nicht mehr zu Wort. Musik und Gefühl haben gesiegt und entheben uns – und auch Kurti – des Nachdenkens, wie's weitergeht. Wenn Radames und seine Aida im Grab, in dem man sie lebendig eingekerkert hat, ihr Schlussduett singen, »Leb wohl, du Erde, o du Tal der Tränen«, denken wir nicht weiter, wie sie eventuell ersticken, langsam verhungern, ja verfaulen bei lebendigem Leib, sondern sehnen uns mit den beiden nach einer besseren Welt, die uns Verdis Musik genial vorgaukelt.

Es gibt eine Art von Schauspielern, die Kurti bei seinen spärlichen Theaterbesuchen absolut nicht vertragen konnte. Von einem großen Können verführt, waren diese meist kleinwüchsigen Schauspieler – Kurti nannte sie die Wichteln oder manchmal wuselnde Wichteln, um einen Stabreim zu gebrauchen – ununterbrochen von einem inneren Drang genötigt, den Schauspielberuf auszuüben, und durchaus nicht unbegabt, man könnte fast sagen antibegabt, zeigen sie, die Wichteln, ständig, was sie können. Wenn sie gestikulieren, hat man das Gefühl, sie jonglieren mit sechs Tennisbällen. Über jeden eigenen Witz oder über jede eigene Pointe senden sie ein Lachen perlend durch den Raum, jeder Satz beginnt meistens mit einem Jauchzer und endet mit einem Stöhnen oder geradezu schlüpfendem Einatmen. Beim Niedersetzen scheint es, als würden sie die Beine dreimal



übereinander schlagen, langsamer Gang ist ihnen fremd, in Buffomanier gleicht ihr Gang einem Quickstepp oder trillerndem Trippeln. Wenn sie dem Partner zuhören, spielen sich innere Monologe in den Mienen ab. Und jeder Satz des armen Partners wird von einem »Hm«, »O je«, »Aber na geh« oder von zustimmenden Pfiffen und anderen Urlauten begleitet. Haben sie traurige Szenen zu gestalten, nimmt ihr Weinen, sogar manchmal mit echten Tränen, selbstbemitleidend kein Ende. Sie können auf Befehl wirklich Rotz und Wasser heulen, wobei der Rotz meist überhandnimmt. Als Kurti das Formulieren lernte, nannte er diese Wichteln Tragöden des Liliputanertheaters.

Es gibt natürlich auch weibliche Exemplare dieser Gattung. Ersparen Sie mir deren Beschreibung.

Kurti war auch ein Feind von possierlich ausgearbeiteten Szenen, die das Rokokohafte an sich hatten, und bei denen die Zwischentöne im Dialog so überbordeten, dass man Sinn und Worte gar nicht mehr verstehen konnte. Gespreizt waren Bewegungen und Pseudostilisierung, Grazie war so schmalzig, dass man, ohne ein Stückchen Brot dazu zu essen, sie kaum vertragen konnte. Virtuosen dieser Theaterform, die sich auf die *Commedia dell'Arte* beriefen, auf Verfremdung, auf Expressionistisches und in einer äußerlichen Bedienung eines Pseudostils das Geben und die Darstellung betrieben, hatten etwas von gespreizten Gockeln. Ihre Ergebnisse nannte Kurti Stabinettkackchen.



*Wann lacht man schon am Handy ...*



## Reagenzpersonen

**T**axler und Friseure, bitte mich recht zu verstehen, ich will keinen Stand beleidigen, sind für mich manchmal Reagenzpersonen. So wie der Stand des Hitleraufarbeitens sich an der Äußerung eines Taxlers erkennbar zeigt, der gesagt hat: »Sie müssen wissen, Herr Schenk, der Hitler hat gewisse Fehler!« Ich habe das in einem anderen Buch bereits erwähnt.

Kurti hatte einen Friseur, der keinen Namen seiner Kunden wusste oder sich zu merken bereit war. Kurti bewunderte die Technik dieses Friseurs, bei der Verabschiedung das Wort Herr so lange hinauszuziehen, bis der Betreffende schon bei der Türe draußen war und er den Namen nicht mehr sagen musste. »Auf Wiedersehen, Heeeee ...«, und draußen war er, der Herr.

Es gibt eine Geschichte über einen Friseur, der während des Haarschneidens seine Lobrede über die Juden losließ:

»Wissen S', ich kenn nur nette, anständige, verlässliche, freundliche Juden. Ich bin entsetzt über die Verbrechen. Meine Kinder haben nur jüdische Freunde.«

Der Haarbeschnittene sagt: »Herr Meister, Sie reden so freundlich über die Juden, wahrscheinlich sind Sie selber einer.«

Antwort des Friseurs: »Passen S' auf, Herr Doktor, beleidigen lass ich mich net.«

So weit geht in Österreich der Philosemitismus.

## Oper im Kino

Ich bin trotz meiner Kinounlust ein großer Freund und Besucher der Met-Aufführungen im Cineplex-Kino und finde die Idee wunderbar, dass man vorgegaukelt bekommt, fast einer Live-Vorstellung beizuwohnen. Der immense Zulauf und Besuch dieser Vorstellungen ist unglaublich, wenn man bedenkt, dass meine »Don Pasquale«-Inszenierung 750 000 Menschen gesehen haben, die einen Eintrittspreis bezahlt haben und nicht siebenmal aufs Klo gehen, wie es zu Haus üblich ist, und auch keine Solettis essen und durch Telefonieren unterbrechen wie beim Fernsehen. Nein, sie sitzen da und sehen sich das an.

Ein kleiner Einwand wäre für mich, dass man den Sängern so nahe rückt. Der Sänger sollte immer in einer Umgebung aufgenommen werden, die der Gesang überwinden muss.

Die Großaufnahme eines singenden Menschen dient eher dem HNO-Doktor, der eine gewisse Rötung der Mandeln feststellen kann, oder dem Zahnarzt, der bemerkt, dass der rechte Sechser unten behandelt werden sollte.

Ansonsten wünsche ich diesem Unternehmen weiteren Erfolg und freue mich, dass ich mich in die geliebte Met mit ihren technischen Umbauten und in ihren Zuschauerraum versetzt fühle.

Ein Erlebnis hatte ich an der Met, das ich noch nicht erzählt habe.

Ich stand, wartend, dass der gefährliche Umbau vorbei ist, an der Seite eines – jetzt hoffe ich, nicht das falsche Wort zu sagen

– ganz dunkelhäutigen Bühnenarbeiters. Wenn man Afroamerikaner sagen soll oder darf, dann würde ich das Wort »afro« gerne unterstrichen haben. Ein relativ weißer Bühnenmeister wollte den herumstehenden afroamerikanischen Bühnenarbeiter freundlich rügend zur Arbeit ermuntern. Man muss dazusagen, dass der nicht faul herumstand, sondern auf seinen Arbeitseinsatz wartete.

Die Antwort meines schwarzen Freundes war: »They also serve who only stand and wait.«

Das Zitat stammt aus dem berühmten Sonett von John Milton »On His Blindness«.

»How do you know that?«, fragte ich.

»I love poetry.«

Von da an hatten wir lange Gespräche über englische Gedichte und ihre Schöpfer.

## Man muss es im Voraus wissen

Man attestiert mir ein Schauspielertalent. Bis man überhaupt vom Schauspielertalent Gebrauch macht, muss man a) eine Rolle bekommen, die einem liegt, und b) den Text lernen und zwar so, dass er einem selbstverständlich wird. Und zwar auch noch so, wie der, den man spielt, sprechen würde. Man muss eigentlich im Voraus schon wissen, was man sagt, sonst entsteht etwas, was ich als Aufsageritis bezeichnen würde, die heute am Theater gang und gäbe ist und meistens mit Geschrei oder Genuschel übertüncht wird.

Ich lerne sehr schwer, und das Auswendiglernen gehört zum Fadesten, was mit meinem Beruf zusammenhängt.

Ernst Waldbrunn hat einmal von mir gesagt:

»Der Schenk *lernt* nicht schwer, er lernt *schwer!*«

In der Sucht, so zu sprechen wie der, den ich spiele, und durch meine attestierte Begabung schon befähigt zu sein, eventuell so sprechen zu können, fehlen mir die Worte, die ich noch nicht kann, und es entsteht in mir eine hasserfüllte Ungeduld auf alles, was mit dem Theater zusammenhängt.

Begnadete Textlerner haben mir gönnerisch einige Tricks verraten, besonders für Stellen, die nicht und nicht in mein Hirn wollten. Ich nenne diese Stellen die Wunden. Eine solche Wunde war eine Stelle, wo ich zu sagen hatte:

»... schlecht und schleppend«.

Der bewährte Textlerner gab mir folgenden Rat:



*Ernst Waldbrunn*

»Merk dir: schl, schl, schl. Dann fällt dir dann »schlecht und schleppend« ein.«

Noch in der Hauptprobe fiel mir, als ich »schlecht und schleppend« sagen sollte, nichts anderes als »schl, schl, schl« ein. Und in meinem Wutanfall zischte ich, nur »schl, schl, schl« spuckend, wütend über die Bühne.

Alle Brücken und Notlösungen haben bei mir keinerlei assoziative Wirkung. Ich weiß bis heute nicht, wieso ich etwas dann doch auswendig kann. Ich lerne mit einem Freund, der Geduld haben und mir immer wieder die Sachen vorsagen muss. Was ich dann kann, kann ich lange und brauche es nicht immer wieder zu wiederholen.